

Sonderdruck aus:
Probleme der kontrastiven Grammatik.
Jahrbuch 1969 des Instituts für deutsche
Sprache, Düsseldorf 1970

Zusammenfassung der Ergebnisse

Von Eugenio Coseriu

Als Vorsitzendem der letzten Sitzung ist mir von unserem hochverehrten Herrn Präsidenten die ehrenvolle Aufgabe anvertraut worden, das Schlußwort zu übernehmen und die Ergebnisse dieser Tagung kurz zusammenzufassen, eine Aufgabe, der ich mich sehr gerne unterziehe.

Das wichtigste Ergebnis betrifft sicherlich uns selbst, sowohl als Personen als auch als Sprachwissenschaftler. Wir kennen uns jetzt viel besser, wir haben viel voneinander gelernt und haben festgestellt, daß wir uns, wenn auch oft von verschiedenen Positionen ausgehend, doch mit ähnlichen und sogar mit denselben Problemen beschäftigen. Nach dieser Tagung sind wir in gewisser Hinsicht viel mehr als ein wissenschaftlicher Rat, als ein ratgebendes Gremium: wir sind fast zu einem aktiven Arbeitskreis geworden.

Was nun die allgemeinen wissenschaftlichen Ergebnisse der Tagung betrifft, so hoffe ich, mich nicht allzusehr zu irren, wenn ich sie folgendermaßen zusammenfasse:

1. Wir haben zwei Arten der kontrastiven Grammatik unterschieden: eine praktisch ausgerichtete kontrastive Grammatik, die eigentlich „Texte“ in verschiedenen Sprachen gegenüberstellt, indem sie sich auf die jeweilige Satzbezeichnung bezieht, und die weiterhin „kontrastiv“ genannt werden darf; andererseits eine komparatistische, sprachvergleichend ausgerichtete Grammatik, die mit dem Ziel wissenschaftlicher Erkenntnis verwandte Bereiche verschiedener Sprachen gegenüberstellt, und die wir, wie Herr Zabrocki, „konfrontative Grammatik“ nennen könnten. Die konfrontative Grammatik, als von der üblichen kontrastiven Grammatik verschieden, kann nach dieser Tagung als offiziell begründet gelten. Die kontrastive Grammatik erweist sich

somit als nur ein Teil der konfrontativen Grammatik, nämlich als ihr angewandter und anwendbarer Teil.

2. Was das Interesse und den Wert der konfrontativen Grammatik anbelangt, so sind wir zum Schluß gekommen, daß sie in deskriptiver Hinsicht nur einen heuristischen Wert beanspruchen kann, und zwar als gegenseitige und wechselseitige Beleuchtung von Erscheinungen verschiedener Sprachen (in diesem Zusammenhang hat sich unter anderem die methodische Bedeutung der Feststellung von üblichen sprachlichen Fehlern bei Sprachlernenden gezeigt). Dagegen hat sich die konfrontative Grammatik in komparatistischer Hinsicht als ein Zweig der Sprachwissenschaft mit eigenem Gegenstand erwiesen. Diesen Gegenstand stellen nämlich die Analogien und Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues sowohl in der äußeren als auch in der inneren Sprachform dar.

3. Es hat sich herausgestellt, daß sich die konfrontative Grammatik auf verschiedene Ebenen der Sprachstruktur beziehen kann bzw. muß, nämlich auf die Ebene der Sprachnorm (zu der auch die von Herrn Zabrocki angeführten „konventionellen Syntagmata“ zu rechnen sind), auf die des Sprachsystems und auf die des Sprachtypus.

4. In objektiver Hinsicht, d. h. hinsichtlich des Gegenstandes der konfrontativen Grammatik, sind wir uns darüber einig geworden, daß der Frage nach den Funktionen, die eine Einzelsprache ausdrücken muß, eine besondere Relevanz, und zwar vor allen anderen konfrontativen Fragen, zukommt. Als Korollar der Lösung dieser Frage wird dann festgestellt, was bzw. wieviel in einer Einzelsprache dem Kontext oder der Situation überlassen wird bzw. werden kann. In diesem Zusammenhang hat auch das Problem der sprachlichen „Willkür“, d. h. der Unmotiviertheit der einzelsprachlichen Funktionen, seine richtige sprachwissenschaftliche Einordnung gefunden. Daß die sprachlichen Funktionen, die funktionellen Unterschiede, die eine Sprache macht, diese oder jene sind, hat sich tatsächlich als nicht kausal motiviert erwiesen (prinzipiell könnten diese Unterschiede auch anders sein); anders hingegen der Sprachgebrauch, der jeweils durch die Existenz selbst der funktionellen Unterschiede motiviert ist, denn diese werden so gebraucht, wie sie historisch geworden sind.

5. Schließlich sind wir uns, vor allem durch die Diskussion, des eigentlichen Sinnes des Problems der Kohärenz zwischen den verschiedenen

Funktionen, die eine Sprache ausdrücken muß (oder normalerweise ausdrückt), bewußter geworden. Wir haben festgestellt, daß es sich vorerst um das rein deskriptive Problem der Prinzipien der einzelsprachlichen Gestaltung handelt, d. h. der möglichen sinnvollen Zusammenhänge zwischen Fakten, die, wenn isoliert betrachtet, als sinnlos erscheinen können. Ferner, daß dieses Problem vom Problem des Einflusses der Sprache auf die Weltansicht und der Einzelsprache als besonderer, jeweils origineller Weltanschauung eigentlich unabhängig ist, daß aber seine Lösung auch zur Lösung dieses anderen Problems beitragen kann. Das Problem der Einzelsprache als Weltanschauung haben wir also somit nicht gelehnet, sondern nur vorerst methodisch ausgeklammert.

Das sind alles positive und für eine so kurze Tagung sicherlich sehr wichtige Ergebnisse. Ich möchte jedoch nicht schließen, ohne auch, mit Ihrer Erlaubnis, auf etwas hingewiesen zu haben, was ich bei dieser Tagung vermißt habe, nämlich die Behandlung der Einzelsprachen als Systeme des sprachlichen Schaffens. Wir haben immer wieder sprachliche Fakten verglichen, kaum aber sprachliche Möglichkeiten. Wir haben festgestellt, was in dieser oder jener Sprache schon gesagt wird, kaum aber, welches die in diesen Sprachen „offenen Wege“ sind, was man nach den entsprechenden Sprachsystemen weiter schaffen kann. Eine Sprache ist aber nicht nur ein Gefüge von schon gegebenen Fakten, sondern zugleich eben ein System von offenen Möglichkeiten, eine dynamische Technik des freien sprachlichen Schaffens. So enthält das Deutsche nicht nur das im Deutschen schon Gesagte, sondern, virtuell, auch das im Deutschen Mögliche, das, was als deutsch, d. h. im Sinne der im deutschen Sprachsystem gegebenen Richtlinien, noch geschaffen werden kann. Auch die Spracherlernung muß sich auf die Sprachen in diesem Sinne beziehen, denn man lernt eigentlich eine Sprache, wenn man sie auch als Summe von Verfahren des sprachlichen Schaffens lernt; man kann wirklich eine Sprache, wenn man mit ihr auch schöpferisch tätig sein kann. Dieses Problem sollte uns in der Zukunft beschäftigen, wenn wir die Sprache als schöpferische Tätigkeit, als Energie im Sinne Wilhelm von Humboldts – und im Sinne der Wirklichkeit der Sprache selbst – betrachten wollen.